Biographia Antiqua.

Zweite Serie.

Aeltere griechische Philosophen.

Berichte über deren Leben, Lehren und Schriften.

III. Empedocles.

Von

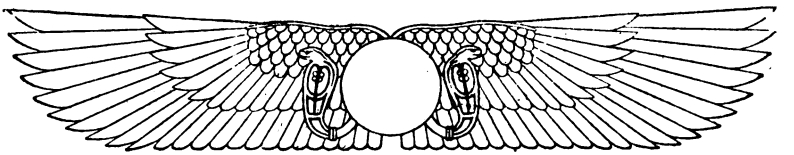
Pastor **E. C. H. Peithmann,**

Dr. phil.

Bitterfeld und Leipzig.
Verlag von F. E. Baumann.

1903

HARVARD COLLEGE
JAN 29 1907
LIBRARY.
Subscription fund



Empedocles, der Philosoph, Dichter, Arzt und Prophet.

1. Leben und Schriften des Empedocles. Empedocles lebte wahrscheinlich zwischen den Jahren 484 und 424 vor Christi Geburt in der wohlbekannten Stadt Agrigent auf der Insel Sizilien. In seiner Lebensweise richtete er sich nach den Regeln der Pythagoräischen Schule, die das Töten von Tieren und das Essen von Fleisch für sündlich hielt. Was uns von seinem Leben berichtet wird, mag zum Teil sagenhaft sein. Er wird als grosser Arzt, Dichter, Prophet und Philosoph gepriesen. Man erzählt, dass er durch die Entdeckung einer Verschwörung den Staat vor dem Untergang schützte, aber die ihm für seine Wachsamkeit und Vaterlandsliebe angebotene Königskrone grossmütig zurückwies. Eine schon im Todeskrampf erstarrte Frau soll er wieder ins Leben gerufen und manche andere Wunderthat verrichtet haben. Infolgedessen glaubte das Volk, wie auch er selbst an seine göttliche Natur und Allmacht. Im hohen Alter, so wird berichtet, begab er sich noch auf Reisen und kehrte nicht wieder zurück. Die Art seines Todes wird verschiedenartig geschildert. Einige sagten, er sei lebendig gen Himmel gefahren, andere erzählten, er sei im Meere ertrunken, oder habe seinem Leben selbst ein Ende gemacht, oder sei von seinem Wagen gestürzt. Daneben findet sich auch die Sage, dass er in den Schlund des feuerspeienden Berges Aetna gesprungen — vielleicht aus Neugier, — und dass der Krater einen seiner Schuhe wieder herausgeworfen habe.

Empedocles war ein wahrer Dichter. Er schrieb Tragödien, ein Gedicht über Heilkunde, ein religiöses Lied, betitelt „Reinigungen“, und ein philosophisches Lehrgedicht „Ueber das Entstehen“. Dies letztere Gedicht hatte, wie es scheint, vier Abschnitte, nämlich einen Vorgesang und drei

Bücher über Naturerscheinungen. Leider sind uns von diesem berühmten Werke nur kurze und unzusammenhängende Bruchstücke erhalten, die es oft unmöglich machen, den Sinn und die Bedeutung mit Gewissheit festzustellen. Zum Verständnis eines solchen in Stücke zerrissenen Gedichtes ist in erster Linie die grösste Sympathie und eine von Vorurteilen freie Offenheit des Lesers erforderlich. Im Vorgesang finden wir eine eingehende Schilderung der bekannten Pythagoräischen Lehre von den Wanderungen der gefallenen Geister und ein Klagelied über die Unzulänglichkeit der menschlichen Erkenntnis. Im ersten Buche über die Naturerscheinungen spricht er von dem doppelten Kreislauf des Weltalls und behandelt dann die Frage, was in der Welt sterblich und was unsterblich ist. Hier schaltet er auch eine Beurteilung der Schriften des Heraclit und Parmenides ein, ohne aber ihre Namen zu nennen. Darauf folgt ein Abschnitt, der uns genau mit den falschen Anschauungen der sogenannten „Sterblichen" bekannt macht, die von „Entstehen und Vergehen, Geburt und Tod, Anfang und Ende" zu sprechen pflegen, weil ihr Verstandesvermögen gar zu kurz ist. Sodann giebt er uns ein Bild von dem gegenwärtigen Zustande des Weltalls und zeigt, wie die Liebe darin ihre grosse Aufgabe erfüllt.

2. **Sterblicher Witz und unsterbliche Weltvernunft.** Begrenzt und unzureichend, so hebt er an, ist die Erkenntniskraft, die den menschlichen Sinneswerkzeugen innewohnt. Mancherlei sind die Hindernisse, die der menschlichen Forschung den Weg versperren und die Schärfe des menschlichen Verstandes abstumpfen. Gar kurz ist das Leben und schnell ist der Tod. Kaum haben die Menschen einen kleinen Teil des Lebens, das kaum den Namen Leben verdient, gesehen, so werden sie schon wieder dahingerafft und fliehen davon wie ein Nebel. Unglaublich schnell verlassen sie den Schauplatz des Lebens, wenn die ihnen zugemessene Zeit abgelaufen ist, von dem heissen Verlangen beseelt, zu der ihnen verwandten Art zurückzukehren. Denn alles dies — muss man wohl wissen, — hat Verstand und ist des Denkens teilhaftig. Und ein jeder hält nur das für wahr und glaubwürdig, was ihm in seinem kurzen und vielbewegten Leben zufällig begegnet ist. Und dabei gebärden sich die Leute in ihrer sogenannten wissenschaftlichen Forschung dann noch, als wenn sie „das Ganze" gefunden und verstanden hätten. Und doch können die Menschen den wirklichen Grund des Weltalls weder mit den Augen schauen, noch mit den Ohren hören, noch mit ihrem kleinen Verstande erfassen. So-

lange der Mensch eben ein Mensch bleibt und mit Hülfe der fünf Sinne seine Untersuchungen anstellt, kann er nicht mehr erfahren, als was der sterbliche Verstand zu fassen imstande ist. Dies und nicht mehr will denn auch unser Philosoph seinem Schüler Pausanias mitteilen.

Ehe er nun seinen Bericht von der Welt, ihrem Ursprunge und ihrer Dauer, sowie von den darin wirkenden Kräften anfängt, bittet Empedocles um göttlichen Beistand und Rat, dass es ihm gelingen möge, die Zunge vor übermütiger und eitler Rede zu bewahren und zum reinen Ergusse der Wahrheit heilige Lippen zu öffnen. Sein Wunsch ist, nur soviel zu sagen, als die kurzlebigen Menschen zu vernehmen würdig sind. Hierzu möge ihm, so lautet sein Gebet, die Gottheit selbst erwünschte Geschicklichkeit und begehrenswerten Erfolg gewähren. Aber nie soll etwaiger Ehrgeiz oder Ruhmbegier ihn verleiten, mehr zu sagen, als was ratsam und erlaubt ist. Denn die Kenntnis der Wahrheit kann den Menschen in der That leicht zu eitler Prahlerei verleiten, wenn die Aussicht auf Ruhm und Ehre bei den Menschen ihn reizt und anlockt. Wer aber mutig und wissbegierig ist, hat keinen Lehrer nötig, sondern kann ohne Hülfe selbst den Gipfel der Weisheit erklimmen. Denn ächte Weisheit kann man ja überhaupt nicht von anderen lernen, sondern man muss sie sich selbst erkämpfen und erringen.

Was nun die Wahrnehmungen der fünf Sinne anlangt, so rät Empedocles seinem Schüler, seine Sinneswerkzeuge zu gebrauchen, wozu sie ihm gegeben sind. Er soll daher auf alle Weise beobachten, wo es etwas zu beobachten giebt, ohne Unterschied und ohne Auswahl. Aber er soll die Sinneswahrnehmungen auf der anderen Seite auch nicht für etwas Höheres halten, als sie wirklich sind. Das Gesicht kann eben nicht weiter gehen, als wie die Augen reichen und der Schall kann nicht mehr lehren, als was die Zunge spricht, und so geht es mit allen Sinnesorganen.

Aber höher als die Sinneswahrnehmungen steht die Vernunft, und wer ihrem klaren Blick folgen will, muss das unbedingte Vertrauen auf die Sinne aufgeben: nur so kann er das Ding wahrnehmen, wie es an und für sich ist. Denn das wahre Wesen und die verborgenen Kräfte der Welt kann in der That nur diese höhere Vernunft erforschen. Noch kein Sterblicher hat daher mit staunendem Auge jene heimliche Kraft gesehen, die sich im ganzen Weltall thätig erweist: nur mit der höheren Erkenntnisgabe kann man sie erblicken. Der kurze Verstand der Thoren langt hierzu nicht hin. Die sogenannten Gelehrten machen sich daher nur

lächerlich, wenn sie mit prahlerischem Munde ruhmredig ihre „wissenschaftlichen“ Thesen aufstellen, da sie doch nur ein winzig kleines Stückchen vom All gesehen haben. Die wahre menschliche Vernunft ist aber gleichbedeutend mit der göttlichen Vernunft. Und glücklich ist fürwahr derjenige zu preisen, der die Weite des göttlichen Erkennens erreicht hat; aber bejammernswert ist jeder, der sich so eine düstere Vorstellung von der Gottheit zurechtgemacht hat. Jener göttlichen Vernunft nun können wir nicht mit unseren Augen nahe kommen, oder tasten mit schweren Händen, die doch denjenigen Weg der Sinneswahrnehmung darstellen, auf den wir uns am meisten zu verlassen pflegen. Die göttliche Vernunft ist ganz unpersönlich und allgemein: sie hat kein menschliches Gehirn nötig, bedarf keiner Arme oder Füsse oder anderer Körperteile; denn sie ist nichts als reine, heilige und unendliche Erkenntnis, die mit ihrem schnellen Denken die ganze Welt im Augenblick durcheilt und alles wie im Nu ergründet. Diese göttliche Erkenntnis nun behauptet Empedocles selbst zu besitzen. Deswegen kann sich sein Schüler auch auf seine Lehre völlig verlassen, denn sie kommt von Gott selbst: an dieser Lehre ist nichts Befremdendes oder Unklares, ihre Sätze sind unzweifelhaft und unwiderruflich. Diese wahre Erkenntnis ist für immer unwandelbar, und wer sie hat, der hat grossen Lohn und ist in Wirklichkeit glücklich zu preisen. Man kann sie freilich nicht erkaufen oder durch Studium fremder Lehren erwerben: man kann sie nur gewinnen durch Oeffnung des geistigen Auges, wobei der sterbliche menschliche Verstand überschattet wird von der unsterblichen Weltvernunft. Und doch ist es ratsam, dass man auf einen Lehrer horcht. Denn wer mit aufmerksamem und gespanntem Geist auf den Bericht der Wahrheit lauscht und ihn wohlwollend und lernbegierig in Erwägung zieht, der hört nicht vergebens, denn er wird den Bericht in seiner eigenen Vernunft bestätigt finden. Zu einem solchen ernsten Studium ladet daher Empedocles seinen Schüler dringend ein. Denn je ernster und je länger man seinen Geist auf die Erforschung der Wahrheit richtet, um so fester wird man das Gehörte ergreifen und um so sicherer wird es für immer im Gedächtnis bleiben. Und im Laufe der Zeit wird man selbst immer noch Neues hinzulernen, wenn man das Ohr des Geistes für die Wahrheit offen hält. Denn herzliches Verlangen vermehrt im Menschen die Erkenntnis, je nach der Veranlagung und Sinnesart des Einzelnen.

3. Fall und Irrfahrten der Geister. Empedocles stellt als zweifellos die Behauptung auf, dass das persönliche Leben in der Körperwelt eine Irrfahrt auf der Aue des Schicksals ist, fern von der Heimat, wo der Geist eigentlich hingehört. Denn es ist ein altes, ewiges, von der Gottheit selbst verordnetes Gesetz, eine Regel der Notwendigkeit, dass auf die Sünde der Verlust der Heimat folgen muss. Wenn nämlich einer von den Geistern, denen langes Leben zuteil geworden, sich selbst durch ein Verbrechen mit Mordthat besudelt hat, sei es im Leichtsinn, sei es durch hinzugefügten Schwur, so muss er dreimal zehntausend Jahre fern von den Wohnungen der Glücklichen umherirren. Dort muss er in langen Zwischenräumen wieder und wieder geboren werden und muss eine lange Zeit hindurch die Gestalt von allen möglichen sterblichen Geschöpfen tragen, indem er unablässig die verhängnisvollen Pfade des Lebens verändert. So, fährt unser Philosoph fort, bin ich selbst ein Flüchtling und ein irrender Wanderer, fern von Gott, der dem rasenden Hass folgen muss. Auch ich bin schon ein Knabe und ein Mädchen gewesen, ein Strauch und ein Vogel und ein stummer Fisch im Meereswasser. Ach wenn mich doch das verhängnisvolle Todeslos getroffen hätte, ehe ich die schändliche Speise mit meinen Lippen berührte. Wer kann den Ehrenplatz und die Grösse des Glückes beschreiben, die ich habe verlassen müssen, um nun unglücklich auf den Auen der Sterblichen umherzuirren. Gejammert und geklagt habe ich, als ich den ungewohnten Platz zu sehen bekam, wo keine wahre Freude zu finden ist, wo Mord und Streit und Scharen von anderen Mächten und böse Krankheiten und Ansteckungen und unstätes Leben in der Dunkelheit ihr Spiel treiben. Da findet sich die Erde und die weitblickende Sonne, der blutige Streit und die mildschauende Eintracht, da ist die Schönheit und Missgestalt, die Eile und die sorgende Weile, die liebenswürdige Aufrichtigkeit und die Versteckheit mit ihren schwarzen Augen. Da giebt es Geburt und Vernichtung, Schlummer und Wachsamkeit, Bewegung und unerschütterliche Ruhe, gekrönte Erhabenheit und gemeiner Schmutz, göttliches Schweigen und laute Rede. O wie bedauernswert und unglücklich ist doch das Geschlecht der Menschen. Durch was für Kämpfe und Seufzer hat es hindurch müssen! Die Macht des Aethers hat die Menschen ins Meer getrieben, die Wasserwogen haben sie ans Land gespieen und die Erde hat sie wieder den Flammen der unermüdlichen Sonne übergeben. So geht es von einem zum andern, und alle sind erfüllt mit Hass.

4. Die vier unsterblichen Grundwurzeln sind das Eine. Nun gieb acht, Pausanias, du Sohn des verständigen Anchitus! Zuerst vernimm die vier Grundwurzeln von allen Dingen, nämlich das Feuer, das Wasser, die Erde und die unendliche Höhe der Luft. Aus diesen Vieren kommt alles, was war und was sein wird und jetzt ist. Ein zweifaches aber sage ich: bald nämlich vereinigt es sich, dass aus den Vieren Eins wird, und bald geht es wieder auseinander, dass aus Einem Viere werden. Und demgemäss giebt es ein zwiefaches Entstehen der Sterblichen und ein zwiefaches Vergehen. Das eine Mal ist es die Sammlung des Weltalls, die sterbliche Wesen erzeugt und vernichtet, und das andere Mal ist es die vierfache Spaltung des Weltgebäudes, die sie ernährt und wieder zerstört. Und dieser zwiefache Wechsel geht fort und fort vor sich, ohne je aufzuhören. Einmal nämlich vereinigt sich alles in Liebe zu einem Ganzen und das andere Mal hinwiederum werden die Vier durch die Zwietracht des Hasses auseinandergerissen. Insofern sich also das Weltall gewöhnt hat, aus mehreren erst Eins zu werden und dann wieder durch Vierteilung des Einen sich in Mehrere aufzulösen, insofern ist von einem „Werden“ die Rede und insofern giebt es kein unbewegtes „Sein“. Aber insofern dieser Wechsel unablässig vor sich geht und kein „Aufhören“ kennt, insoweit „sind“ sie immer in „unveränderlichem Kreislauf.“

5. Die zwei unvergänglichen bewegenden Kräfte. Aber nun gieb wohl acht auf meine Rede, mein Jünger, denn das Lernen wird dir die Vernunft nähren. Wie ich schon oben gesagt habe, unterliegen die vier Grundwurzeln, nämlich Feuer, Wasser, Erde und Luft, einem zwiefachen Kreislauf. Und zwischen ihnen befindet sich der schreckliche Hass, der den Vieren die Wage hält; unter ihnen befindet sich gleichfalls die Liebe, die ihnen gleich ist an Länge und Breite. Diese Liebe muss man aber mit der Vernunft anschauen, denn man kann sie nicht voll Erstaunen mit den äusseren Augen erblicken. Es wird angenommen, dass sie auch den menschlichen Gliedern innewohnt, und vermöge ihrer Gegenwart hegen die Menschen freundliche Gedanken und verfolgen gleichartige Bestrebungen; Frohsinn nennt man sie und giebt ihr den Beinamen Venus oder Göttin der Liebe. Aber noch kein sterblicher Mann hat sie persönlich gesehen, wie sie durch das Weltall dahinschreitet. Du aber achte genau auf den Verlauf meiner untrüglichen Rede. Diese genannten Kräfte sind sich alle ebenbürtig und gleich an Alter, aber jede versieht ihre eigene Aufgabe und hat

ihre besonderen Eigenschaften. Und eine jede führt abwechselnd das Zepter, während der Kreislauf sich vollstreckt, und sie verschwinden ineinander und kommen wieder zum Vorschein, wenn ihre Runde gekommen ist. Und ausser diesen kann sonst nichts „entstehen," noch „vergehen" sie jemals. Denn wenn sie gänzlich vernichtet werden könnten, so wären sie schon längst nicht mehr, aber was könnte es wohl geben, und woher sollte es kommen, das dieses Weltall vermehren könnte? Und wohin sollten sie sich wohl verlieren, da sie überall gegenwärtig sind? Nein, diese von mir genannten Mächte „sind" in der That und Wahrheit jetzt und immerdar, aber während sie durcheinander laufen, werden sie bald dies und bald das, ohne Unterlass für immer dieselben.

Wenn nun die Trennung unter der Herrschaft des Hasses obwaltet, nimmt das Schwere und das Leichte seinen gesonderten Platz ein; und da ist dann weder das herrliche Antlitz der Sonne, noch der wollig bewachsene Leib der Erde, noch das Meer zu sehen, denn alles ist sich feindlich, und ohne Liebe und ohne Mischung. Wenn aber das Ganze in der festen Umarmung der Liebe gehalten wird, bildet es eine rundlich gestaltete Kugel, jauchzend über die allseitige Ruhe. Aber sobald dann der mächtige Hass sich von neuem in den Weltgliedern regt, und im Laufe der Zeiten wieder zu Herrschaft gelangt, wie es nach ewigen Gesetzen verordnet ist, dann wird das Weltall wieder aus seiner Ruhe aufgerüttelt und muss einen neuen Kreislauf beginnen. Einen leeren Platz aber giebt es im Weltall nicht, auch ist nirgendswo etwas übrig, sondern das Weltall ist von allen Seiten her völlig gleichartig und völlig ohne Grenzen, eine rundlich gestaltete Kugel, jauchzend über die allseitige Ruhe.

6. Landläufige falsche Vorstellungen über das Entstehen. Nun komme ich auf einen andern wichtigen Punkt zu sprechen, so fährt unser Philosoph fort. Von dem „Entstehen" irgend eines sterblichen Wesens kann gar keine Rede sein und ebensowenig von dem „verhängnisvollen Tode" oder „Ende". Es giebt nur eine Mischung und eine Trennung des Gemischten. Die Menschen aber nennen das fälschlicherweise ein „Entstehen". Denn aus dem, was „nicht ist", kann doch unmöglich etwas werden; und das, „was ist", kann doch mit dem besten Willen nicht vernichtet werden. Denn es wird immer übrig bleiben, man mag es hinstossen, wohin man nur immer will. Aber den Thoren ist es eigen, der Wahrheit gegenüber sich misstrauisch zu verhalten. Du aber, mein Schüler, halte die Grundsätze fest, wie sie die Gottheit selbst uns offenbart und ergreife sie mit der in der Brust gespal-

tenen Vernunft. Die Thoren aber stellen sich die Sache folgendermassen vor: Wenn sich etwas mischt und als Mensch ans Tageslicht kommt oder in der Gestalt von wilden Tieren oder von Sträuchern oder Fischen, so nennen sie das schlechthin „Entstehen“. Und wenn es sich wieder auflöst, so bezeichnen sie das in unpassender Weise als den „elenden Tod“, und ich selbst rede so aus Gewohnheit. O, was für Thoren! Ihr Verstand ist gar kurz. Sie hoffen, dass etwas, was früher nicht war, werden kann, oder dass etwas sterben und gänzlich verschwinden kann. Ein Mann, der der Vernunft folgt, kann nie solch einem Gedanken Raum geben und glauben, dass die Geschöpfe nur solange „sind“, als sie leben, was die Leute so unter „leben“ verstehen, und dass sie nur solange Gutes und Böses durchzumachen haben, dass aber die sterblichen Wesen vor ihrer Zusammensetzung und nach ihrer Auflösung rein gar „nichts sind“.

7. Sterbliche Dinge oder die vergängliche Welt. Die vier Grundwurzeln also, nämlich die strahlende Sonne (Feuer), die lebenspendende Luft, die Erde und die Feuchtigkeit, die die Quelle der menschlichen Thränen nährt (Wasser), sind von ewiger Dauer. Aber während diese sich miteinander mischen, treten allerlei sterbliche Dinge vorübergehend in die Erscheinung und haben ein kurzes Dasein. Hiervon kann man sich ein einigermassen klares Bild machen, wenn man an die Arbeit eines Malers denkt. Wenn die Maler, geschickte Männer, wohlunterrichtet in ihrer Kunst, heilige Gefässe mit allerlei Figuren bemalen wollen, nehmen sie verschiedene farbige Flüssigkeiten zur Hand, mischen sie in passender Weise, indem sie mehr von der einen und weniger von der anderen Flüssigkeit wählen, und dann malen sie damit Gestalten, die allen möglichen Dingen ähnlich sind; sie bringen Bäume zum Vorschein, und Männer und Frauen und wilde Tiere und Vögel und wassergenährte Fische und selbst unsterbliche, an Ehren reiche Engel. Nicht anders geht es zu bei der Bildung jener sterblichen Wesen, die in allen möglichen Arten und Gattungen in dem Weltgebäude zum Vorschein kommen. So sind die Bäume emporgesprossen und die Männer und Weiber und Tiere und Vögel und die wassergeborenen Fische. Die Glieder aller dieser genannten Wesen sind nur eine Mischung der Grundelemente. Drum so schaue dir den Bau der menschlichen Glieder an, der so wunderbar bereitet ist. Bald kommen diese Glieder in Liebe zusammen und bilden alle den einen bewunderungswürdigen menschlichen Körper, blühend in der Kraft des Lebens, und bald trennen sie sich wieder in bösem Streit und verirren sich

entzweit am Rande des Lebens. Und ähnlich ist es bestellt mit den Pflanzen und den wasserbewohnenden Fischen, mit den wilden Tieren in den Gebirgen und den geflügelten Vögeln in der Luft. Diese sterblichen Dinge kommen nun in zwei entgegengesetzten Kreisläufen ins Dasein. Das eine Mal entstehen sie während der Zeit, da die Welt sich in ihre vier Grundwurzeln auflöst, und das andere Mal, während sie sich zu einem Ganzen und zu „einer Welt“ vereinigt.

8. Die gegenwärtige Stufe der Weltentwicklung. Lass mich nun noch einmals von vorne anfangen, so fährt unser Dichter fort, und nochmals wiederholen, was ich schon früher erwähnt habe. Nachdem der Hass nach dem untersten Teile des Strudels gedrungen ist und die Liebe wieder ihren Sitz in der Mitte des Ganzen eingenommen hat, kommt nunmehr alles wieder zusammen, um „ein Ganzes“ zu bilden; freilich nicht mit einem Male, sondern ganz allmählich sammelt es sich, das eine von hier, das andere von dort. Und während es sich so wieder im neuen Kreislauf mischt, werden viel tausend Arten von sterblichen Wesen ins Dasein gerufen. Vieles jedoch bleibt noch ungemischt und widersetzt sich der Vereinigung, da es der Hass, der noch oben ist, zurückhält. Denn der Hass ist noch nicht samt und sonders an die äussersten Grenzen des Weltkreises entwichen, sondern ein Teil seiner Glieder ist noch zurückgeblieben und nur ein Teil ist entwichen. Soweit er aber das Feld räumt, soweit rückt die Macht der mildgesinnten, untadeligen Liebe an ihre Stelle. Und sogleich wird das wieder sterblich, was vorher unsterblich war und es vereinigt sich das, was früher getrennt war, indem es wieder einen neuen Rundgang anhebt. Und während sich nun alles wieder unter dem Zepter der Liebe mischt, entstehen viel tausend Arten von sterblichen Wesen, allen möglichen Formen angepasst, ein Wunder anzusehen.

9. Die Arbeit der Liebe. Die Bildung der gegenwärtigen Körperwelt liegt also in den Händen der Liebe, während die Welt, die vorausging, sowie diejenige, die nachfolgen wird, unter der Herrschaft des Hasses stehen. — Die folgenden Bruchstücke geben nun an, wie durch die Thätigkeit der Liebe Fleisch und Blut, Knochen, Haare, Blätter und Federn vermöge der verschiedenartigen Mischung der Elemente entstehen. Sie behandeln die Entstehung der Tiere im allgemeinen und besonderen, der zwei verschiedenen Geschlechter, das Wesen der Wahrnehmung und Erkenntnis, die Natur der Sonne, des Mondes und des Meeres und sonstiger Natur-

erscheinungen. Das Sehen und Atmen wird durch passende Vergleiche zu veranschaulichen gesucht. Empedocles giebt sich die Mühe, so auf die Einzelheiten der Naturgeschichte einzugehen, weil er fürchtet, dass das Vertrauen seines Schülers zu der Richtigkeit der vorgebrachten Lehre noch wankelmütig ist. Er will ihm daher im einzelnen nachweisen, wie in der That durch die Vermischung von Wasser, Erde, Luft und Feuer die jetzt vorhandene grosse Anzahl von Farben und Formen durch die vereinigende Macht der Liebe ins Dasein gekommen sind. Die Erde ist aus Feuer und Wasser und Luft zu gleichen Teilen — von dem einen vielleicht etwas mehr, vom anderen etwas weniger — zusammengesetzt und ruht nun in dem ehelichen Hafen der Liebe. Daraus wurde das Blut und die anderen Formen des Fleisches. Dann nahm die gütige Erde in wohlgemachten Gefässen zwei Teile von achten aus Wasser und vier aus Hephästus und daraus wurden die Knochen. Besonders interessant ist es, wie die Liebe das Augenlicht eingerichtet hat. Es ist, wie wenn jemand, der eine Reise vorhat, sich mit einer Laterne versieht, einem Strahle funkelnden Lichtes während der dunklen Winternacht; dann zündet er das Licht an in der Lampe, so dass es gegen alle Winde geschützt ist, da der Hauch der heranstürmenden Winde gebrochen wird, während das Licht hell nach aussen hindurch scheint und den Weg weithin mit seinen hellen Strahlen erleuchtet. Geradeso verhält es sich mit dem in der Augenmembrane eingeschlossenen ursprünglichen Feuer, das innerhalb der feinen Häute die rundliche Pupille anfüllt. Diese Häute halten das ringsherumfliessende Wasser ab, während das Licht von innen nach aussen weit hindurchscheint. — Das Atmen kommt auf folgende Weise zustande. Ueber die ganze Oberfläche des Körpers sind kleine Röhrchen zerstreut, blutleer, die an ihren hervorstehenden Enden mit kleinen Löchern versehen sind, so dass das Blut zwar nicht hindurch kann, aber die Luft durch die Oeffnungen einen leichten Eingang findet. Wenn nun das Blut zurücktritt, so strömt die Luft mit grosser Gewalt hinein, und wenn es vorwärts drängt, so strömt die Luft wieder heraus. Dies kann man am besten mit denjenigen Erscheinungen vergleichen, die wir beobachten, wenn ein Kind mit einer Wasseruhr spielt, die aus glänzendem Erz gemacht ist, oben mit einem Halse versehen und unten mit vielen kleinen Löchern. Wenn nämlich das Kind die Oeffnung auf die Hand legt und die Wasseruhr in die weiche Flut des silbernen Wassers taucht, so geht die Flüssigkeit nicht in das Gefäss hinein, da die Luft inwendig gegen die zahlreichen Löcher

unten drückt, bis sie die Luft entweichen lässt. Sobald aber die Luft fort ist, strömt das erquickliche Wasser hinein. Ebenso wenn das Wasser den Behälter füllt und die Hand den Hals und die untere Oeffnung zuhält, drückt die einströmende Luft das Wasser zusammen, indem sie oben hindrängt, bis das Kind die Hand wieder wegzieht. Dann aber haben wir die entgegengesetzte Erscheinung wie vorhin. Die Luft strömt hinein und das erquickliche Wasser gewinnt einen Ausweg. Dasselbe geht im menschlichen Körper vor sich. Wenn nämlich das durch die Glieder fliessende dünne Blut sich zurückzieht und nach innen geht, strömt sogleich die Flut der Luft rauschend hinein, wenn aber das Blut vorwärts springt, fliesst die Luft in entsprechender Weise wieder hinaus.

Inbezug auf die Mischung und Trennung, die in der sterblichen Welt herrschen, gilt das allgemeine Gesetz: Gleiches zieht sich an, Ungleiches stösst sich ab. Alles nämlich, was sich im Strom des vergänglichen Weltalls befindet, stimmt überein mit seiner eigenen Art, Feuer mit Feuer, Erde mit Erde, Luft mit Luft, Wasser mit Wasser. In gleicher Weise liebt sich alles, was sich leicht mischen lässt und durch das Band der Venus ausgeglichen wird. Was sich aber hasst, das bleibt fern von einander, da die Art und die Zusammensetzung und die ausgebildete Gestalt der Mischung widerstrebt. Solches kann sich an eine Vereinigung durchaus nicht gewöhnen und zeigt ein verdriessliches Wesen, denn was im Hass geboren, ist von unfriedsamer Natur. Aber das Süsse sucht das Süsse, das Bittere strebt zum Bitteren, das Scharfe eilt zum Scharfen, und das Warme vereinigt sich gern mit dem Warmen. Von allen Dingen aber gehen Ströme und Kräfte aus. Und wie sich Gleiches anzieht, so erkennt sich auch das Gleiche. Denn mit Erde sehen wir Erde, mit Wasser sehen wir Wasser, mit Luft sehen wir Luft, und mit Feuer vernichtendes Feuer. Vermittelst der Liebe nehmen wir Liebe wahr, vermittelst des Hasses vernehmen wir finsteren Hass. Denn aus diesen hat sich alles zusammengepasst und vereinigt und durch ihre Vermittelung denkt alles und erlebt Freude und Schmerz. Der Verstand hat bei den Menschen hauptsächlich da seinen Sitz, wo er durch die Fluten des rauschenden Blutes genährt wird. Denn das um das Herz strömende Blut erzeugt für die Menschen den Gedanken. Durch das Gegenwärtige wächst den Menschen der Verstand. Alles und jedes in der Welt hat Leben, atmet und denkt.

In der früheren Schöpfungsperiode lebender Wesen sprossten wunderbare Gestalten empor: Köpfe ohne Hals,

verwaiste Arme ohne Schultern, vereinsamte Augen ohne Stirn. Erst als die göttlichen Elemente sich enger unter dem Zepter der Liebe vereinigten, fanden sich diese allmählich zusammen, wo sie sich gerade trafen, und zu den schon bestehenden kamen fortwährend neue hinzu. Auch kamen viele Wesen ins Dasein mit doppelter Stirn und doppelter Brust, vom Stier geboren mit menschlichem Gesicht, andere wieder von Menschen geboren mit einem Stierkopfe, auch Missgestalten von teilweise männlichem und teilweise weiblichem Geschlecht, mit weichlichen Gliedern geschmückt, andere mit gewundenen Füssen und undeutlichen Gliedern.

Wohlan, so fährt Empedocles fort, vernimm nun auch noch, wie das Feuer die nächtlichen Schösslinge der Männer und der vielstöhnenden Weiber hervorbrachte. Denn dies gehört auch hierher und ist gar lehrreich. Die ersten Gestalten der Menschen waren ganz geboren, wie sie aus der Erde hervorgingen und hatten an beiden Elementen, an Wasser und Erde teil. Diese brachte das Feuer hervor, das zu seines Gleichen kommen wollte. Sie hatten noch nicht die reizende Gestalt der Glieder aufzuweisen, auch keine Stimme oder die den Menschen eigenen Geschlechtsteile. Aber die Natur der Glieder hat sich hernach geteilt in das Geschlecht des Mannes und der Frau, und als sie mit einander verkehrten, trat durch das Anschauen die überwältigende Zuneigung in die Erscheinung. Das männliche Geschlecht nimmt seinen Ursprung im Warmen, das weibliche verdankt seine Eigenart dem Kalten. Daher sind die Männer auch dunkler und stärker und tragen Bärte.

10. Die Hauptpunkte in dieser Philosophie. Wer glaubt, dass Empedocles in seinem Gedichte von Dingen spricht, die man sehen und hören und mit den Mitteln der Logik untersuchen kann, muss diese Philosophie für ganz ungereimt und albern halten. Wer meint, dass der grosse Grieche ein naturwissenschaftliches Buch schreiben wollte, wie die modernen „Gelehrten“ und „Naturforscher“ ihre Bücher verfassen, und dass er die den fünf Sinnen bekannte Welt beschreiben wollte, muss freilich lächeln über seine wohlgemeinten, aber weit über das Ziel schiessenden Hypothesen. Aber wir müssen unserem Philosophen Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihm nichts auf seine Rechnung schreiben, was er klar und entschieden zurückweist. Einem Manne falsche Behauptungen unterzuschieben und ihn dann lächerlich zu machen, verrät kein „wissenschaftliches“ Verfahren und auch keine edle Gesinnungsart.

Das erste nun, was uns beim Studium des Empedocles

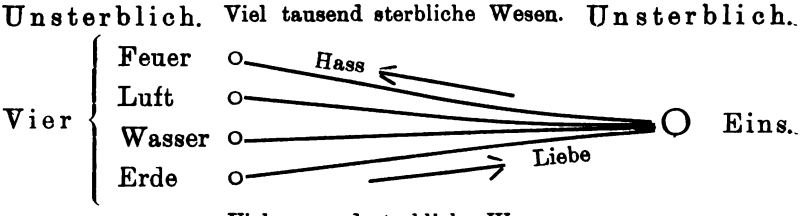
auffällt, ist seine Behauptung, dass es eine höhere und bessere Erkenntnis giebt, als die, mit welcher die Masse der Menschheit sich begnügen muss. Und diese höhere Weisheit dem natürlichen Menschen rückhaltlos mitzuteilen, ist nach Empedocles sogar unratsam und lästerlich. Der gewöhnliche Verstand, der sich auf die Wahrnehmung der fünf Sinne beschränkt, ist einerseits begrenzt und unvollkommen wegen der Kürze des menschlichen Lebens und wegen der vielen Hindernisse, die ihm in den Weg treten. Aber andererseits ist er überhaupt von einer Erkenntnis derjenigen Kräfte, die die unsterbliche und ewige Seite des Weltalls darstellen, ausgeschlossen. Er ist selbst von vorübergehender sterblicher Natur und schon desshalb ist ihm der Zutritt in die Welt, die immer ist, versagt. Gemäss seines eigenen Wesens kann sich der sterbliche Verstand eben nur mit der sichtbaren und körperlichen Welt befassen, die doch fortwährend sich verändert und nur eine vorübergehende Erscheinungsform dessen, was ewig ist, darstellt.

Die vorgenannte „Wissenschaft“ freilich ist in dem Wahn befangen, dass sie das Wesen selbst mit dem Seziermesser zerschneidet und unter dem Vergrösserungsglase betrachtet, und jeder „Gelehrte“ ruft im marktschreierischen Tone aus, dass er „das Ganze“ gefunden habe. Aber diese Leute verfehlen das Ziel gänzlich. Empedocles beabsichtigt nun etwa nicht, die Arbeit der fünf Sinne gänzlich zu verwerfen; dieselben haben vielmehr ihren berechtigten Wert beim Erklimmen der Kuppe der Erkenntnis. Da sie einen so wichtigen und notwendigen Dienst leisten, so muss der Schüler der Weisheit sie gebrauchen und studieren, wo er nur kann. Aber man muss immer bedenken, dass die ewige Seite der Welt nur mit der höheren allgemeinen und göttlichen Vernunft begriffen und ergründet werden kann. Denn Gleiches wird mit Gleichem vernommen. Und wenn immer dem Menschen sich ein Ausblick in diese wahre Welt öffnet, muss er die Sinne verleugnen und die Vernunft reden lassen. Diese höhere Vernunft ist eben dasjenige, was den Menschen mit dem Weltall verbindet und Gott gleich macht. Der Glückliche, der sie erlangt hat, hört auf, ein blosser Mensch zu sein. Seine Erkenntnis ist im Wesen der Erkenntnis Gottes gleich, da sie die ganze Welt umfasst. Und dieselbe ist absolut zuverlässig und frei von allem Zweifel und Irrtum. Wer diese Erkenntnis mit seinem Herzen erfasst hat, bleibt in ihrem Besitz während des ganzen Kreislaufes der Dinge. Und ein jeder kann sie erwerben, wer nur ein aufrichtiges Verlangen hat und seinen Sinn fest darauf setzt. Empedocles

thut nun den Ausspruch, dass er diese feste und unerschütterliche Erkenntnis besitzt. Was er sagt, ist daher so gut, wie wenn Gott es sagte. Das soll sein Schüler wohl bedenken und jeder, der sein Gedicht liest. Daher braucht er auch keine Gründe für seine Behauptungen zu bringen, wie es der sterbliche Verstand zu thun pflegt. Was er sagt, hat nichts zu thun mit Voraussetzungen und Schlüssen, mit Annahmen und Beweisen, mit Wahrscheinlichkeiten und Folgerungen. Wer die Wahrheit seiner Behauptungen selbst mit seiner Vernunft für wahr befindet, bedarf keines Beweises, und einem andern würden keine Beweise genügen.

Was hat Empedocles nun mit Hülfe dieser höheren Vernunft betreffs des wahren Wesens der Welt entdeckt? Dass die Welt als Ganzes durch lange periodisch wiederkehrende Entwicklungen hindurchgeht: abwechselnd ruht sie und bewegt sich. Feuer, Luft, Wasser und Erde sind die vier Wurzeln, aus denen das Weltall bald hervorwächst und in die es bald wieder zurückkehrt. Schon wer die griechischen Namen für die Grundelemente einigermassen studiert, fühlt bald heraus, dass Empedocles hier nicht von den unseren fünf Sinnen bekannten Stoffen redet, sondern höhere Daseinsformen mit sinnbildlichen Namen belegt. Diese vier Weltwurzeln schlagen nun abwechselnd eine zwiefache Richtung ein. Das eine Mal eilen sie zusammen, von der vereinigenden Macht der Liebe sanft gezogen; das andere Mal eilen sie auseinander, von trennendem Hass gespalten. Wenn die Liebe alle vier vereint in ihrer engen Umarmung hält, bilden sie „Eins", und wenn der Hass alle wieder getrennt hat, bilden sie „die Vier". Am Endpunkte angekommen, geniessen sie für eine Zeit lang Ruhe; aber dieselbe darf nicht immer währen. Nach kurzer Pause muss das Rad der Natur wieder anfangen, sich zu drehen und was unsterblich war, muss wieder sterblich werden. Und dieser Wechsel vollstreckt sich so fort und fort, ohne Ziel und ohne Aufhören. Diese Viere sind immer gewesen und werden immer sein. Ausser ihnen kann nichts ins Dasein kommen und sie selbst können nie verschwinden. Woher sollte wohl etwas kommen und wohin sollten sie gehen? Sie erfüllen ja alles, und es giebt nirgends einen leeren Platz, wo sie hin verschwinden könnten. Ebensowenig giebt es eine Stelle, wo etwas Neues herkommen könnte. Es giebt somit in der That nichts Neues unter der Sonne! Mit dem besten Willen kann nichts „entstehen" und nichts „vergehen", wie die thörichten Menschen annehmen. Aber während nun die Viere ihren Kreislauf zurücklegen, — einmal, um sich zu einer Welt zu

vereinigen, und das andere Mal, um sich in vier aufzulösen, — kommen durch vorübergehende Mischung und Trennung sogenannte „sterbliche Wesen“ ins Dasein. Man kann daher sagen, dass die Unsterblichen sterblich werden, insofern sie alle möglichen vorübergehenden Gestalten annehmen müssen. Diese sterblichen Wesen kommen also ins Dasein sowohl, während die Liebe die vier Weltwurzeln zusammenzieht, als auch, wenn der Hass sie auseinander führt. So giebt es eine Welt unter dem Regimente der Liebe und eine andere Welt unter dem Regimente des Hasses. Die gegenwärtige Welt nun steht „im Zeichen der Liebe“. Der Hass hat soeben sein Tagewerk wieder vollendet und die Weltkugel in ihre vier Teile gespalten, und nun hat die Liebe wieder das Zepter in die Hand genommen und führt alles wieder zusammen in den Hafen der Ruhe und Eintracht. Während nun im neuen Kreislauf die vier Elemente wieder durcheinanderlaufen, kommen viel tausend sterbliche Wesen ins Dasein, wie wir sie jetzt in der Welt haben. Der Hass ist freilich noch nicht ganz verschwunden, aber die Liebe hat festen Fuss gefasst und die Vereinigung wird immer inniger, bis zuletzt alles wieder „Eins“ wird und ein lautes Gejauchze und Jubelgeschrei durch das Weltall erschallt „ob der allseitigen Ruhe“. Derart ist also das Ende und der Ausblick für die gegenwärtige Welt. Das folgende Schema macht dies klar.



11. Vergleich mit Heraclit und Parmenides. Empedocles bespricht offenbar dieselben Fragen, wie Heraclit und Parmenides. Beiden giebt er in einer Hinsicht Recht und in der andern Hinsicht Unrecht. Parmenides hatte im Gegensatz zu Heraclit gesagt, dass die Welt eins ist und unbeweglich, unveränderlich und unteilbar. Das ist richtig, sagt nun Empedocles, wenn man damit sagen will, dass der Kreislauf im Weltall immer nach derselben Weise vor sich geht, ewig, ohne Aufhören. Insofern „ist“ die Welt in der That, oder besser „sind“ die vier Weltwurzeln „im unbeweglichen Rundlauf“. Aber wenn man die andere Seite ins Auge fasst,

dass die Elemente bald zusammengehen, um Eins zu werden, und bald sich wieder in die Vier trennen, dann muss man sagen, „sie werden“ und haben „keinen unbeweglichen Bestand“. In der letzteren Hinsicht hat daher Heraclit Recht, der daran festhielt, dass das Eine im fortwährenden Wechsel und zahllosen bunten Erscheinungen sein Spiel treibt. Insofern die vier Weltwurzeln für sich angesehen werden und in den vier Haufen oder der einen Kugel Ruhe finden, insofern ist die Welt ewig und unsterblich und unveränderlich. Aber insoweit diese Viere vorübergehende Mischungen und Trennungen eingehen, ist die Welt sterblich und veränderlich. Heraclit hatte gesagt, dass die Welt den fünf Sinnen freilich als eine Vielheit von sterblichen Dingen erscheine, die ins Dasein kommen und wieder verschwinden, dass aber die Vernunft dasselbe eine Gesetz oder Wesen, das immer war und ist und sein wird, hinter allen Erscheinungen sehen kann. Parmenides hatte dem gegenüber die buntwechselnde Welt, die die Sinne wahrnehmen, einfach als einen Betrug und eine Lüge hingestellt und nur die unbewegliche ewige Existenz des Ganzen oder des Einen gelten lassen. Dies Eine ist nach ihm für immer unteilbar und unbeweglich, sobald man es mit der Vernunft betrachtet, die allein die Wahrheit entscheiden kann. Empedocles giebt also beiden älteren Philosophen in ihrer Weise Recht, wenn er die Streitfrage so zusammenfasst, dass die Welt als Ganzes in ihren ewigen Gesetzen immer bleibt, was sie ist und immer war, dass sie aber eine periodische Entwicklung durchmacht und dabei sich in viele tausend einzelne vorübergehende Erscheinungen auflöst.

12. Schlussbemerkungen. Empedocles hat sich einen Stand gewählt, wo ihn derjenige, der den menschlichen Verstand als Richter gelten lässt, nicht kritisieren kann. Denn Empedocles fügt sich nicht unter die Kritik der sterblichen Vernunft. Empedocles erkennt den sterblichen Verstand nicht als einen kompetenten Richter an. Wer daher die Sinnenwelt als wahr und endgültig ansieht, kann mit ihm nicht debattieren. Wir können auch unserseits somit die Frage, ob unser Philosoph Recht oder Unrecht hat, nicht mit Hülfe eines kritischen Verfahrens entscheiden. Schon Aristoteles beklagt es, dass Empedocles für seine Behauptungen keine Gründe giebt. Aristoteles hat es freilich versucht, den grossen Agrigentiner kritisch zu analysieren und zu beleuchten, aber er hat damit wenig Glück gehabt. Er hat ihn nicht im geringsten gewürdigt und giebt ein sehr unklares Bild von ihm wieder. Nach Aristo-

teles soll z. B. die Liebe eins von den Elementen sein, oder gar „das Eine“. Oder die Liebe soll „die Ursache des Guten und der Hass die Ursache des Bösen“ sein. Aus Getrenntem und Unbewegtem, meint er, ist es „unlogisch“, ein Entstehen zu gewinnen, desshalb, so fügt er hinzu, lässt auch Empedocles die Entstehung unter der Herrschaft der Liebe aus. An einer andern Stelle sagt er wieder, dass Empedocles während des Kreislaufs der Liebe „zeugt“, d. h. eine sterbliche Welt ins Dasein kommen lässt. „Die Vier“ sollen nach Aristoteles „körperlich“ sein und Empedocles soll manchmal nur „zwei“ Mächte kennen, das Feuer und das Andere zusammen. Bald sagt er wieder, dass die gegenwärtige Welt unter der Herrschaft des Hasses steht und die vorhergehende und später nachfolgende unter dem Regimente der Liebe. Zuletzt glaubt er, dass Empedocles nicht nur ein zweifelhafter „Naturforscher“, sondern auch ein „schlechter Dichter“ gewesen ist. Doch genug von dieser Confusion! Aristoteles war eben wohl ein scharfer Logiker und Denker, aber er war kaum ein Philosoph im Sinne des Heraclit und Parmenides und Empedocles. Jene grossen Philosophen würden den Aristoteles zweifellos mit unter die Reihe der „thörichten Sterblichen“ gerechnet haben, die mit ihrem „sterblichen Verstande“ wohl ein falsches philosophisches Handwerk betreiben, aber in Wirklichkeit wenig von der „wahren Welt“ gesehen haben.

Druck von F. E. Baumann, Bitterfeld